



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Maßgebliches und Unmaßgebliches

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Sie vielleicht weittragende Schlüsse gezogen? — Er wandte sich plötzlich Niels zu und sah ihm scharf in die Augen.

Ich weiß nicht recht, inwiefern — weittragend? fragte Niels sehr verlegen.

Ich habe hier, fuhr die Erzellenz fort, ich habe hier einen Brief von Ihrem Onkel — von dem Redakteur (und während er sprach, riß er den Brief in Stücke, aber ganz leidenschaftslos und gleichsam geistesabwesend) — einen Brief, worin solche Schlüsse unstreitig gezogen sind, ja bis zum äußersten gezogen —

Als ich — man hatte mir ja die Thatsachen verborgen gehalten, ich hatte sie auch vor mir selbst verborgen — aber damals, als ich erfuhr, daß Sie, kurz gesagt, daß Sie existierten — hier hielt er inne und schien sich zu sammeln.

— Damals beschloß ich, Sie zu sehen, Sie kennen zu lernen, Ihr Freund zu werden — Sie in Ihrem Studium zu unterstützen und so weiter, daß es Ihnen nie an etwas fehlen sollte — das haben Sie sich wohl selbst gedacht? — Nein, ich will nicht hören, ob Sie sich das selbst gedacht haben —

Ja, Sie müssen es hören, Herr Huitfeldt, denn ich habe leider manchmal dergleichen gedacht, es ist sehr undankbar von mir . . .

Dann haben Sie wohl auch gedacht — sagte Huitfeldt und hielt die Fäden des Briefes von dem Redakteur zusammengepreßt in der ausgestreckten Hand — dann haben Sie wohl auch weiter gedacht — weiter?

Aber kann man denn noch weiter denken? rief Niels.

Das freut mich! sagte Huitfeldt mit lauter Stimme. Ihr Ton ist echt. Doch muß ich noch eins aussprechen. Wenn ich sterbe, fallen meine Güter und mein Vermögen dem zu, der meinen Namen trägt. Meine Familie ist die auf Söholm, das müssen Sie wissen; Sie dürfen nichts anderes denken. Jedenfalls . . . aber hier brach er schnell ab.

Niemals in alle Ewigkeit habe ich . . .

Ich glaube Ihnen, lieber Niels. — Und nun wollen wir schließen und nie wieder sprechen von —

Er machte eine Pause und rief dann schmerzlich:

Ach Gott, ach Gott —

Er setzte sich langsam; die Fäden des Briefes von Redakteur Glambæk fielen aus der schlaff herabhängenden Hand auf den Boden.

Komm zu mir her, mein Freund, mein Freund!

Lieblosend ließ er seine Hand über Nielsens Haar gleiten und flüsterte:

Du hast doch wohl ein Bild von ihr, nicht?

Niels ergriff die schlaff herabhängende Hand und hielt sie lange fest, während die alten Gedanken und die Sonnenstrahlen längst entschwundener Zeiten leise durch das Zimmer glitten. Es schien, als würden sie von dem hellgoldnen Schein, den die Abendsonne zum Abschied durch die hohen Fenster sandte, getragen, sie schienen mit diesem aus dem Raum zu verschwinden, dann eine Weile in den Kastanienblättern draußen zu spielen und schließlich von dem mattweißen Himmel aufgenommen zu werden, als Wesen der Ewigkeit, die zu ihrem Ursprung zurückkehren.

Und während alle dem klangen Flötentöne wehmütig durch die dunkeln Aaleen.



## Maßgebliches und Unmaßgebliches

Nochmals der „Klatsch.“ Aus dem Kreise der höhern preussischen Verwaltungsbeamten wird uns geschrieben: „Es ist jedesmal erfreulich, wenn die Grenzboten den bedauerlicherweise überhandnehmenden Angriffen gewisser Blätter auf den Kaiser entgegentreten. Der Artikel über die Krefelder Vorgänge in der vorletzten

Nummer ist für uns ein erlösendes Wort gewesen. Die Angriffe, die durch diesen, wir können ihn nicht anders bezeichnen, harmlosen Vorgang hervorgerufen worden sind, haben sicherlich die Grenzen der erlaubten Kritik weit überschritten und einen Charakter angenommen, der nahezu als agitatorisch bezeichnet werden muß. Ein solches Vorgehn kann nicht genug gebrandmarkt werden, und wir können nicht unterlassen, unsrer Befriedigung darüber Ausdruck zu geben, daß dies in den Grenzboten in so zutreffender Weise geschehn ist. Wohin soll es führen, wenn in dieser Weise an dem Staatsoberhaupt Kritik geübt wird. Der Artikel hat denn auch seinen Eindruck nicht verfehlt. Nachdem das große Hamburger Blatt noch unmittelbar vor dem Erscheinen des Artikels Bemerkungen an die Bonner Rede über das übermäßige Trinken der Studenten geknüpft hatte, die den herrschenden, sicherlich übertriebnen Trinkkomment im Gegensatz zu der angeblichen Kaiserrede in wenig glücklicher Weise verteidigten, ist es durch die Ausführungen über den »Klatsch« doch augenscheinlich stutzig geworden. Die Antwort darauf, die zwar prompt erfolgte, trifft nicht den Kern der Sache, der eben als »Klatsch« nur zu treffend bezeichnet worden war, sondern verteidigt eine Kritik, deren Zulässigkeit nicht bestritten worden ist.

Bei dem Interesse, das wir an der Streitfrage nehmen, fühlen wir uns gedrungen, diese unsre Auffassung der Redaktion der Grenzboten zum Ausdruck zu bringen.“

Wir drucken diese Zuschrift hier ab, weil uns natürlich Zustimmung aus solchen Kreisen sehr wertvoll erscheint.

Professor Betters Rede in Nürnberg. Die Rede des Professors Better aus Bern bei der Festfeier des Germanischen Museums in Nürnberg ist von der schweizerischen und einem Teil der deutschen Presse wegen ihrer Tendenz und ihrer Bedeutung so breit getreten und aufgebauscht worden, daß es überflüssig erscheinen könnte, an dieser Stelle darauf zurückzukommen, wenn die Angelegenheit nicht durch das Auftreten der Berner Studentenschaft und der Polizei, durch die Stellungnahme der Regierung und des Rektorats der Universität eine Färbung erhalten hätte, die nicht allein sehr bedauerlich, sondern leider auch in gewisser Hinsicht typisch erscheint. Aus diesem Grunde halten wir es für gerechtfertigt, in einer Zeitschrift, die nicht nur für einen Tag schreibt, und die in weiten, namentlich akademischen Kreisen eine einflußreiche Stellung einnimmt, die Thatsache noch einmal kurz zusammenzufassen und von unserm Standpunkt aus zu beleuchten.

Professor Better hatte in Nürnberg die schweizerischen Universitäten zu vertreten, und außerdem hatte er, wie er selbst bekannt gab, vom Historischen Museum zu Bern den besondern Auftrag erhalten, das Direktorium des Germanischen Museums zu seinem „nationalen, über die Grenzen Deutschlands hinaus alle deutschen Stämme verbindenden Werke“ zu beglückwünschen. Dieses Auftrags hat er sich in kurzer, schwungvoller Rede erledigt, die allgemeinen Beifall fand, auch bei den in Nürnberg anwesenden Schweizern, und er hat dabei ganz selbstverständlicherweise darauf hingewiesen, daß die schweizerischen Hochschulen deutscher Zunge eng verknüpft seien mit dem Leben der deutschen Nation, und daß die Vergangenheit beider Länder, d. i. Deutschlands und der deutschen Schweiz, eine gemeinsame sei. Wenn hiergegen wohl von keiner Seite etwas eingewandt werden konnte, so waren es die folgenden Worte: „Eine deutsche Provinz in geistiger Beziehung also wollen wir in der deutschen Schweiz sein und bleiben, aber allerdings mit sehr bestimmten Reservatrechten,“ die eine starke Erregung und Entrüstung in der Schweiz und ganz besonders in Bern hervorgerufen haben, ebenso wie der Schluß der Rede, in der er seiner Genugthuung Ausdruck gab, daß der deutsche Schweizer nicht, wie ein Teil des niederdeutschen Stammes, mit der politischen Abtrennung vom Reiche auch die der Sprache und der Kultur vollzogen habe, sondern „daß wir als deutsche Schweizer zugleich dem Geiste nach Deutsche sind.“

Das sind also in ihrer Gesamtheit die Äußerungen, wegen der sich ein großer Teil der Schweizer Presse aufgeregt und empört hat, wegen der sich die Berner Studentenschaft veranlaßt fand, dem Professor eine Katzenmusik zu bringen und verschiedene Demonstrationsversammlungen zu halten, wegen der aber auch ältere ernste Männer den Redner in einer Weise angegriffen haben, die ein eigentümliches Licht auf die oft gerühmte schweizerische Unparteilichkeit, politische Kaltblütigkeit usw. wirft. Im „Berner Bund“ erschien sogar an leitender Stelle ein Artikel, worin dem Redner der Vorwurf gemacht wird, er habe sich als deutscher Unterthan „in geistiger Beziehung“ vorgestellt, worin es in Frage gestellt wird, ob sein Auftreten durch vernünftige Motive bestimmt worden sei, und worin ihm der gemeine Vorwurf ins Gesicht geschleudert wird, er habe seine Rede nur gehalten, um sich „als geeigneten Kandidaten für einen deutschen Lehrstuhl mit fetter Besoldung und Pension vorzustellen.“ Das schreibt ein Schweizer von einem Schweizer Professor, und ein Blatt von der Bedeutung des „Bundes“ druckt es ab ohne jeden Kommentar, ohne jede Einschränkung!

Als wenig Tage später in derselben Zeitung eine Entgegnung auf diesen Artikel — als Korrespondenz eines Deutschschweizers — erschien, der u. a. sagt: „Ich habe in der Rede des Herrn Better nur eine große und mächtige Begeisterung des Redners für die Regungen deutscher Kultur gefunden, eine Begeisterung, die gleich erhaben ist über beschränkten nationalen Eigendünkel, wie jene deutsche Kultur, der Herr Better in Nürnberg das Wort geredet, erhaben ist über jeglichen nationalen, politischen und religiösen Gegensätzen,“ da fühlte sich die Redaktion veranlaßt, hiergegen zu remonstrieren und diesen Standpunkt zu verurteilen.

Es kann unter diesen Umständen kaum wunder nehmen, wenn in einer Versammlung der Berner Studentenschaft am 25. Juni junge Leute sich erlaubten, über den „in einzelnen Kreisen Deutschlands, namentlich auch in Professorenkreisen sich breit machenden pangermanistischen Geist“ abfällig zu urteilen! Man hätte denken sollen, daß der akademische Senat gegen solche unreife und ganz außerhalb der Kompetenz der studentischen Jugend liegende Demonstrationen energisch aufzutreten würde; statt dessen faßt der Hochschulsenat einen Beschluß, der wohl die rohen Ausschreitungen der Polizei verurteilt, aber sein Bedauern darüber ausspricht, daß die Rede des Professors Better so gewesen sei, „daß sie zu beklagenswerten Mißverständnissen Anlaß gab.“ Als aber sehr begreiflicher- und sehr berechtigterweise Professor Better daraufhin seine Entlassung einreichte, da veröffentlichte der Rektor der Universität, Professor Duden, in der „Frankfurter Zeitung“ eine Erklärung über den Fall Better und die Universität Bern, worin er sagt, Better werde wohl einsehen, daß zu einem so folgenschweren Schritt, wie es die Demission sei, kein hinreichender Grund vorliege. Die Mitglieder seiner Fakultät hätten ihm schon zu wissen gegeben, „daß ihre kollegiale Achtung für ihn keine Minderung erfahren habe, und er stehe nicht an, ihm im Namen der Hochschule Bern das Gleiche zu versichern.“ Wir müssen gestehn, daß unserm Empfinden nach in dieser Erklärung die stärkste Beleidigung liegt, die einem Manne angethan werden kann. Es wird hiernach für sehr möglich gehalten, daß die Rede, in der die wissenschaftliche Stellung der Schweiz zu Deutschland besprochen wird, dem Redner eine Verminderung der Achtung seiner Kollegen einträgt, und er hat es mehr oder weniger ihrem guten Willen zu danken, wenn das nicht eintritt! —

Zahlreiche Besprechungen dieser Berner Vorkommnisse in deutschen Blättern ließen das Erstaunen durchschimmern, daß die Rede des Professors Better überhaupt eine solche Wirkung in weiten Kreisen der Schweiz und namentlich in wissenschaftlichen Kreisen hervorbringen konnte. Wenn man aber, wie wir, die Schweiz seit vielen Jahren genau kennt, so wundert man sich nicht; es giebt kaum ein zweites Land, wo der Chauvinismus so ausgebildet wäre wie in der Schweiz, namentlich wenn es sich um das Verhältnis zu Deutschland handelt. Der Schweizer mag — wie es oft geschehen ist — noch so sehr dagegen protestieren, es steht

fest, daß im Schweizer Volk und namentlich in seinen gebildeten Kreisen eine Art von Mißtrauen — nahezu Antipathie — gegen Deutschland und Deutschtum wurzelt, und dieses Mißtrauen steigt im Verhältnis zum Breitegrad: mit den Alemannen und Schwaben des Südens finden noch Beziehungen und Sympathien statt, dem Norden und namentlich Preußen gegenüber sind sie nicht allein verschwunden, sondern vielfach ins Gegenteil verkehrt. Die Empfindlichkeit des Schweizer gegen jede Beurteilung seitens Deutscher ist in einer Weise ausgebildet, die aller Beschreibung spottet, und deshalb wird sich auch der Deutsche, und sei er noch so lange in der Schweiz, nie ganz heimisch fühlen lernen; er wird der Schweizer Bevölkerung gegenüber immer der Fremde bleiben, und dieses Gefühl wird sich mit der Zeit nicht abschwächen, sondern eher verstärken. Es ist hierüber, ganz besonders auch in den Grenzboten, schon so viel geschrieben und von unsern Landsleuten so oft geklagt worden, daß wir nicht darauf zurückkommen wollen, aber die Frage drängt sich unwillkürlich auf, ob denn die Schweizer bemüht sind, deutsche Empfindlichkeit zu schonen? Da müssen wir z. B. der Basler Bundesfeier im vorigen Jahre gedenken, die die Losreißung von Deutschland im Jahre 1501 durch Wort und Bild verherrlichte und vielfachen Anlaß zu Klagen der in der Schweiz lebenden Deutschen hätte geben können — wenn wir eben nicht Deutsche wären und in Bezug auf Nationalgefühl, namentlich einem kleinen Nachbarn gegenüber, leider Gottes ein dickes Fell hätten! Wohl wurde mancher Ruf des Unwillens und der Entrüstung laut, wenn es in dem Festspiel hieß: „Wir beugen alle die geilen frechen goldgekrönten Fürsten und überwältigen die Völker“ oder a. a. D.: „Wer seid denn ihr in eurer dumpfen Ebne? Kriechende Knechte um den morschen Thron, feil, und in Hunderten von Niederlagen zum Spott geworden,“ und dergleichen freundliche Redensarten mehr, aber zu mehr als zu stummen Protesten ist es nicht gekommen, und die Deutschen, oder doch viele von ihnen, haben dem Festspiel zugesehen und Beifall gerufen! —

Möchten doch die Berner Studenten, die sich herausnehmen, über Pangermanismus zu urteilen, die Worte Konrad Ferdinand Meyers beherzigen, der sagt: „Zusammenhang und Anschluß an das große deutsche Leben ist für uns Schweizer etwas selbstverständliches und notwendiges. Ja, ich habe die Stärke dieses Bedürfnisses stets als den genauen Grad unsrer gründlichen Bildung betrachtet!“

Waldverwüstung. Nach der polnischen Revolution 1863 geschah in Russisch-Polen die Regulierung der gutherrlichen und der bäuerlichen Verhältnisse mit Nachahmung der preußischen Gesetzgebung. Die Bauern erhielten Eigentum. Es wurde dabei oft sehr willkürlich verfahren und mit der Tendenz, die Bauern zu begünstigen, um sie für die Regierung zu gewinnen und den Adel für die Revolution zu bestrafen. Die Kommissarien, die das Ablösungsgeschäft leiteten, oft verabschiedete Offiziere, hatten vielfach nicht die nötigen juristischen und landwirtschaftlichen Kenntnisse. Das beste Land wurde den Bauern zugeteilt, während die Gutsherren das Übrige und den Wald erhielten. Diese waren in übler Lage, ohne Geld und Kredit, und das machten sich nun die Juden zu nuge. Sie verstanden es, die Gutsbesitzer zu bewegen, ihnen Wald zum Abholzen zu verkaufen. So gingen sie nun mit ihren Regimentern — Regimentern nennt man nämlich die Unternehmer, die mit ihren Arbeitern das Abholzen besorgen — in die Waldungen, und dort begann die Arbeit des Fällens der Bäume, des Behauens der Stämme usw. Von dort wurde dann das natürlich billige Holz — einen Holzzoll gab es noch nicht — nach Deutschland ausgeführt. Auf der Chaussee nach Breslau zum Beispiel sah man damals meilenweit eine Fuhr mit Stämmen oder anderm bearbeiteten Holz hinter der andern, daß kaum Platz war für Post und andre Fuhrwerk, bis endlich die Eisenbahn gebaut war und den Transport übernahm. Kein Wunder, daß das bald die Holzpreise bei uns herabdrückte, daß die Staats- und Privatwaldungen darunter litten, und die jüdischen Holzmillionäre groß wurden. Seitdem geht nun die syste-

matische Entwaldung Polens durch die Juden ihren Gang — bald vierzig Jahre! Auch unsere polnischen Landesteile blieben davon nicht verschont, wie dies auch die Motive zur jetzigen Polenvorlage bestätigen. Zwar wurde mit der Zeit ein Holzzoll eingeführt, der aber zu niedrig war, daß er dem Unfug hätte steuern können. Auch in andern Ländern, die noch reich an Wäldern sind, wird das Zerstörungswerk in ähnlicher Weise betrieben, zum Beispiel in Schweden. Daß es auch im Innern von Rußland der Fall ist, ersieht man aus Tolstoi (Anna Karenina). Am ärgsten ist es in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Alle Reisenden wissen von der dortigen rohen Waldverwüstung zu erzählen. Es scheint, daß nur noch in den nordwestlichsten Staaten Oregon und Washington ausgedehnte Waldungen vorhanden sind. In den letzten Jahren las man in den Zeitungen, daß die Regierung von Kanada einen Ausgangszoll auf Holz eingeführt habe. Vermutlich eine weise Maßregel. Die amerikanischen Holzhändler werden wohl jetzt dort Geschäfte zu machen angefangen haben, und Kanada wird deshalb da einen Riegel vorgeschoben haben. Wir sollten uns ein Beispiel daran nehmen. Kürzlich war in den Zeitungen auch von ganz unerhörter Waldverwüstung durch Spekulanten im Norden von Kleinasien zu lesen.

Bei uns in Deutschland giebt es ja erfreulicherweise noch Wald, und man ist schon seit längerer Zeit zu der Einsicht gekommen, wie notwendig die Erhaltung der Waldungen ist. Es wird auch nach Möglichkeit aufgeforstet. Aber was hilft das, wenn rund um uns her die Waldungen ausgerottet werden. Wie viele Länder sind zu Grunde gerichtet worden durch diese Zerstörung! Man denke nur an Spanien und Italien, an die Verwüstungen durch Überschwemmungen, die die Folge sind, namentlich auch in Nordamerika. Könnten nicht internationale Abkommen dem Unheil Halt gebieten und eine allgemeine allmähliche Aufforstung herbeiführen, wenigstens in Europa? Die Frage der Waldungen dürfte für die Zukunft eine der wichtigsten Fragen sein.

Otto Seeck's zweiter Band. Im ersten Bande seiner Geschichte des Untergangs der antiken Welt (siehe das fünfte Heft des Jahrgangs 1896 des Grenzboten) hat Otto Seeck gezeigt, daß es eine jahrhundertlang fortgesetzte Auslese des Schlechtern gewesen ist, was die mediterranen Völker des Altertums heruntergebracht, zuerst ihre einzelnen Staaten und schließlich ihren Universalstaat aufgelöst hat. Der vorliegende zweite Band (Berlin, Siemenroth und Trotschel, 1901) enthält keine neuen Aufschlüsse, ist aber sehr nützlich und empfehlenswert als zusammenfassende anziehende Darstellung und wertvolle Ergänzung dessen, was wir über die Zustände des Reichs unter den spätern Kaisern aus Gibbon, Mommsen und Friedländer gelernt haben, von denen sich Seeck dadurch unterscheidet, daß er das Zeitalter der Antonine nicht so übermäßig glücklich findet. Zwei Drittel des Bandes behandeln die Verwaltung des Reichs in sieben Kapiteln: 1. Der Kaiser und seine Offiziere, 2. Hof und Provinzen, 3. Das Reich und die Einzelstaaten, 4. Die Verwaltung der Städte (vor der Buchausgabe in der Deutschen Rundschau erschienen), 5. Geld und Tribute, 6. Die neuen Steuern, 7. Die Erblichkeit der Stände. Für das fünfte und das sechste Kapitel hat er ohne Zweifel die Abhandlungen von Rodbertus in Hildebrands Jahrbüchern benutzt. Nennen konnte er ihn nicht, weil er grundsätzlich weder Quellen noch Vorarbeiten anführt. Das ist sehr angenehm für den gewöhnlichen Leser, macht aber dem Fachmanne die Nachprüfung unmöglich. Im ersten Band ist der Text ebenso rein von Anmerkungen, Ziffern und Sternchen, aber der Verfasser hat die Quellenachweise in einem 132 Seiten starken Anhang beigelegt; die Seiten- und Zeilenzahl giebt an, wohin jede Anmerkung gehört. Übereinstimmend mit Rodbertus stellt Seeck die Naturalwirtschaft, zu der man von den Anfängen der Geldwirtschaft zurückgekehrt war, als eine Hauptursache der verwüstenden Wirkung des spätrömischen Steuerwesens dar. Was dem Pachtbauer sein Grundherr von der Ernte gelassen hatte, das nahm ihm der

Steuereintreiber, und die Art der Ablieferung ruinierte ihn vollends, denn sein Zug- und Nutzvieh war monatelang unterwegs, die Lieferungen ins Lager oder in die Residenz des Statthalters zu bringen; einen andern Teil des Viehs ritten die kaiserlichen Postboten zu Schanden; sodaß der Betrieb der Landwirtschaft unmöglich wurde, und die Bauern fortliefen, um zu vagabundieren oder Räuber zu werden. Man muß diese Zustände kennen, daß man sich mit den Schattenseiten der Geldwirtschaft ausöhnt, die unter anderm unser heutiges vernünftiges und gar nicht ruinöses Steuerwesen möglich macht. Annähernd ähnliche Zustände wie im römischen Reich bestehn heute in der Nachbarschaft der europäischen Kultur nur noch in der Türkei und in Rußland. Auch unsrer Verkehrstechnik ist es mit zu verdanken, daß heute der Staatsaufwand mit weit geringerer Belästigung der Steuerpflichtigen bestritten werden kann. Man denke, welche Opfer an Zeit, Menschenkraft und Vieh es sogar beim jetzigen vortrefflichen Zustande der Landstraßen noch kosten würde, wenn die Gutbesitzer ihre Steuern in Gestalt von Getreide und Kartoffeln leisten und mit eignem Gespann in dreißig Meilen weit entfernte Garnisonen, Kriegslager oder Hafenstädte schaffen müßten! Die Entstehung des Kolonats ist ein Prozeß, der sich im germanischen Mittelalter wiederholt hat: Unfreie wurden gehoben, Freie hinabgedrückt, und beide Klassen zu einem neuen Stand von Hörigen verschmolzen. Rodbertus hebt an diesem Prozeß mehr die befreiende Wirkung hervor, Seck mehr die Grausamkeit, die an den Freien verübt wurde, indem man sie an die Scholle band. Bei einer frühern Gelegenheit haben wir geäußert, ein kräftiger Despot vermöge sehr viel, er könne sogar der Hälfte seiner Unterthanen die Köpfe abschlagen; was er aber schlechterdings nicht könne, das sei, Münzen einen höhern Wert geben, als sie haben, und einen Warenpreis erzwingen, der höher oder niedriger ist als der, den das Gesetz von Angebot und Nachfrage macht. (Das Angebot unterliegt allerdings insofern einigermaßen der Willkür, als es durch absichtliche Minderproduktion oder durch Vernichtung von Vorräten verringert werden kann.) Sehr schöne Belege für diese Wahrheit hat Diokletian durch seine Reformexperimente geliefert, Belege, die einem Spaß machen würden, wenn die Sache nicht so schrecklich wäre. Als seine Münzverschlechterung die unvermeidliche Preissteigerung zur Folge gehabt hatte, erließen die Kaiser 301 ein Preisedikt, dessen Einleitung „von sittlicher Entrüstung trieft über die böse Welt und ihre schamlose Habgier,“ und worin sie sagen, „sie hätten zwar lange dem Steigen der Sünde schweigend zugehört, in der Hoffnung, daß die schlechten Menschen endlich von selbst in sich gehn würden; da sie aber trügerisch gewesen sei, müßten sie als Väter des Menschengeschlechts die Besserung ihrer entarteten Kinder thatkräftig in die Hand nehmen.“ Sie verfügen: wohlfeiler, als die Taxe besage, dürfe jeder verkaufen; dem Großmut wollten sie keine Schranken ziehen; aber wer teurer verkaufe, der habe den Kopf verwirkt. Und zwar sollte nicht bloß der „habgierige“ Verkäufer geköpft werden, sondern auch der Käufer, der ihm die Ware zu dem gesetzwidrigen Preis abnahm. Und so wurde denn „frisch drauf los geköpft, bis die Zahl der Straffälligen so groß wurde, daß selbst die kalte Grausamkeit Diokletians vor ihrer Hinrichtung zurückschreckte. Die Preise aber, die er hatte hinunterdrücken wollen, waren noch mehr in die Höhe geschneilt. Denn da kein Kaufmann, der sich nicht ruinieren wollte, ein Geschäft machen konnte, ohne seinen Hals zu wagen, mußte die hohe Gefahrprämie die Ware selbstverständlich noch mehr verteuern.“

Im ersten Bande haben wir die Einteilung befremdend gefunden. Auch die des zweiten verstehen wir nicht recht. Auf den Abschnitt Verwaltung (Nr. III des ganzen Werkes) folgt nämlich als vierter: Religion und Sittlichkeit. Das wäre ja an sich ganz in der Ordnung, aber die drei Kapitel des Abschnitts lauten: Der Animismus, der Sonnenglaube, die Religion des Homer. Wir vermuten, daß noch ein dritter Band folgen wird, der die Geschichte der religiösen Entwicklung bis zum Ende der Kaiserzeit fortführen wird; ein Vorwort, das den Plan des Werkes darlegte, hat der Verfasser weder dem ersten noch dem zweiten Bande vorausgeschickt.

Seeck steht auf dem Standpunkt der jüngsten religionsphilosophischen Forscher, die, wie in den Patriarchen und Königen des Alten Testaments, so auch in den Helden der griechischen Sage lauter Sonnen- und Himmelsgötter sehen. Wir glauben ja selbst, daß alles Vergängliche nur ein Gleichnis ist, und geben auch gern zu, daß die Menschenschicksale Elementarvorgänge und Konstellationen widerspiegeln. Aber wenn die rein menschlichen Geschichten von Odysseus und Penelope und von Hero und Leander nichts sein sollen als Einkleidungen der astronomischen Thatsache, daß Sonne und Mond das einemal zur Konjunktion miteinander gelangen und ein andermal nicht, so ist das eine Erklärung von gar nicht erklärungsbedürftigen Dingen, die Herbart geschmacklos nennen würde. Allzuviel Gelehrsamkeit macht die geschicktesten Leute — ein wenig unflug.

La festa dello spille in Rom. Dieses eigentümliche Fest liebenswertesten Ursprungs wird in mehreren Kirchen Roms gefeiert. Doch hat es sich nur in S. Pietro noch in seiner ganzen Originalität erhalten.

Schon im Mittelalter wurden in den Kirchen für unbescholtne, mittellose junge Mädchen Stiftungen gemacht, die ihnen ihre Verheiratung oder ihren Eintritt in das Kloster durch eine Aussteuer erleichtern sollten. Im Jahre 1431 wird Papst Eugenius IV. als Protektor dieses frommen Gebrauchs genannt, dann später Sixtus IV., dem 1471 ein gewisser Soderini eine so namhafte Summe zur Verfügung stellte, daß jedes Jahr 38 junge achtzehnjährige Mädchen mit einer Aussteuer von je 161 Lire versorgt werden konnten.

In der einzigen gotischen Kirche aus alter Zeit, S. Maria sopra Minerva, hängt ein schönes Bild der Verkündigung, das man anfänglich Fra Angelico, später Filippo Lippi zuschrieb, jetzt für einen Benozzo Gozzoli erklärt. Dieses Bild stellt die Gründung der frommen Bruderschaft der Santissima Annunziata im Jahre 1439 durch dem spanischen Cardinal Torquemada dar, der in derselben Kapelle, in der das Bild hängt, auch sein Grab hat. Auf goldigem Grunde erscheint der heiligen Jungfrau ein Engel mit der Bitte, der goldgestickte Säckchen mit der Aussteuer drei vor ihr knieenden, weißgekleideten Mädchen darreicht, die ihr von dem im Vordergrund knieenden Cardinal Torquemada empfohlen werden. Der heilige Vater thront in den Wolken, und eine schneeweiße Taube symbolisiert den heiligen Geist. So haben wir auf diesem ungemein ansprechenden Bilde, namentlich durch die reizvolle Jungfrau, die sich mit anmutig liebevoller Gebärde den Kindern zuneigt, schon den frommen Brauch verkörpert, dessen Anfänge wir so weit zurück verfolgen können.

Die für diesen Zweck gemachten wohlthätigen Stiftungen wurden in verschiedenen Kirchen Roms verwaltet, bis sie alle unter die Leitung der Congregazione della Nunziata oder Annunziata traten, die jährlich an die verschiedenen Pfarrkirchen die Aussteuern verteilt. Diese variieren von 30 bis 100 Studi, also 150 bis 500 Lire. Jede junge Römerin zwischen zwölf und achtzehn Jahren darf sich für diese Aussteuer melden, vorausgesetzt, daß der Geistliche, zu dessen Pfarrkirche sie gehört, ihr ein gutes Sittenzeugnis ausstellt und ihre Mittellosigkeit nachweist. Die Mädchen, die sich für das Kloster entscheiden, erhalten die doppelte Summe als Mitgift.

Eine uralte römische Sitte ist nun die eigentümliche Gewandung der künftigen Bräute bei der feierlichen Prozession in der Kirche, in der die festa dello spille gefeiert wird, eigentlich festa degli spilli, da sie ihren sonderbaren Namen eben diesen Stecknadeln, im römischen Dialekt spille, verdankt, die in reicher Menge auf den Umhüllungen prangten. Die jungen Mädchen tragen weiße Kalkomäntel, die wie die weiten herabhängenden Ärmel über und über mit glitzernden Arabesken und Emblemen, mit Herzen, Kelchen, Monogrammen, Blumen und Blättern aus kunstvoll verwandten gewöhnlichen weißen Stecknadeln bedeckt sind. Die große Anzahl Nadeln, die für die reiche Ausschmückung nötig ist, macht die Mäntel ent-

fehllich schwer. Diese wohl nur in Rom in den Klöstern gepflegte Kunst stirbt allmählich aus, und jetzt giebt es nur noch zwei oder drei alte Frauen, die diese Technik verstehen.

Alle diese Mantellate, wie sie vom Volk ihrer Mäntel wegen genannt werden — der richtige Ausdruck ist Ammantate —, tragen außerdem große weiße Schleier, die weltlichen Bräute einen weißen Blumenkranz und das Gesicht verhüllt; dagegen haben die, die sich den himmlischen Bräutigam auserkoren haben, den Kopf mit einem Stück des Mantels bedeckt, das den Mund, oft auch die Nase verbirgt und nur die Augen frei läßt, ähnlich dem türkischen Dschmik.

S. Pietro, wo das Fest im Juni, acht Tage nach Corpus domini (Fronleichnamsfest) gefeiert wird, bietet wohl die glänzendste Feier dieser interessanten Zeremonie. Der Hochaltar in seinem flammenden Lichterglanze, die verschiedenen Bruderschaften und geistlichen Orden mit Wachskerzen, Standarden und Kirchenfahnen, großen Kreuzfixen, der zelebrierende Kardinal unter dem rot und gelben Baldachin mit dem Allerheiligsten, vom hohen Alerus umgeben, dann vor den jungen Mädchen ein kleiner heiliger Johannes mit lebendigem Lamm und lockige Kinder mit Flügeln als Engel verkleidet, die große Schar der jungen Gestalten selbst größtenteils mit auffallend schönen Gesichtern, alles in makellosem Weiß, über die das Flackern der Kerzen magische Reflexe streut, der Boden bedeckt mit Myrten, Blüten und grünen Zweigen — alles das vereint sich in der größten Kirche der Welt mit ihren harmonischen Raumverhältnissen zu einem unergößlichen Bilde.

Leider hat der forostiere zu dieser Zeit gewöhnlich schon der ewigen Stadt den Rücken gekehrt, um den sengenden Strahlen der römischen Sonne zu entfliehen, und so muß er sich mit den einfacheren Zeremonien in andern Kirchen begnügen, die während des Winters gefeiert werden, wie z. B. im Februar in S. Agostino, dem interessanten Kuppelbau mit der großen Freitreppe, an dessen Eingangswand die berühmte Madonna di S. Agostino aus Marmor ist, die fast unter Juwelen und andern schimmernden Weihgeschenken verschwindet, sodaß im Volk, wenn es eine mit Schmuck überladne Dame sieht, sprichwörtlich geworden ist: Pare la Madonna di S. Agostino! Sie gleicht der Madonna von S. Agostino.

In dieser Kirche wurde la festa delle spille gefeiert; aber diesesmal ohne spille; leider kommen die alten Gebräuche immer mehr ab, und bald wird man nur noch von ihnen lesen können. Die fünfundvierzig jungen Mädchen, alle in modernen weißen Kleidern mit weißen Schleiern, wohnten einer missa cantata bei, worauf ihnen die Kommunion gereicht wurde, nach der sie feierlichen Umgang in den drei Schiffen der Kirche abhielten. Dann erhielt jede die cedola, das ist die Beschreibung der zu erhaltenden Summe, die diesesmal 150 Lire betrug. Unter den jungen Mädchen waren merkwürdigerweise nur weltliche Bräute, während in S. Pietro die verhüllten Himmelsbräute überwiegen.

Im Juni bietet Rom reichliche Entschädigung für etwaige klimatische Unbequemlichkeiten: man erfreut sich der leeren Museen und Gemäldegalerien, die im Winter fortwährend belagert sind, man genießt die schönen Abende mit ihren wunderbaren Beleuchtungen, und man hat Gelegenheit, volkstümliche Feste kennen zu lernen, die in keinem Reisebuch verzeichnet sind. Wer im Monat Juni noch in Rom weilt, der sollte nicht versäumen, der festa delle spille in S. Pietro beizuwohnen!

Rom

M. Dantone Helbig

Fehlerberichtigung: Seite 196 dieses Heftes, Zeile 23 v. o. ist in einem Teil der Auflage molekulare statt molare gedruckt worden.